



Er verwandelte Anekdoten in Analysen und Theorien

Bausinger – tot? Das sieht ihm gar nicht ähnlich. Er gehörte zu den Professoren, deren Namen zu Marken wurden und bei denen man sich an den Vornamen schon nicht mehr erinnert. Bausinger war das sicher nicht unrecht, denn dieser herrisch-kriegerische „Hermann“ war kein Name für ihn. Von seinen Freunden und Vertrauten ließ er sich deshalb in der Verkleinerungsform „Mendel“ nennen.

Das letzte Interview, das ich mit ihm fürs TAGBLATT geführt habe, hatte auch mit Namensgebung zu tun. Bausinger gab mit seinen damals 94 Jahren noch immer eine imposante Erscheinung ab, etwas zerbrechlich vielleicht, aber wenn er sprach, wirkte er gleich 30 Jahre jünger. Es ging um das Ludwig-Uhland-Institut und das Fach, das sein Kind war und das er unter dessen ursprünglichen Namen nicht weiter hatte laufen lassen wollen. Aus der alten NS-belasteten „Volkskunde“ war vor 50 Jahren unter neuer inhaltlicher Ausrichtung die „Empirische Kulturwissenschaft“ geworden. Ein Name, der eigentlich zu sperrig daherkam für dieses lebendige Fach, das nicht nur vergangenheitsbewusst, sondern auch alltagsnah und um unakademischen Ton bemüht war und ist.

Bausinger war nicht nur ein brillanter Erzähler, was wir politisierten oder anpolitisierten Studierenden der 70er-Jahre, die auf Wahrheiten und Theorien aus waren, nicht immer goutierten. Dabei waren die Geschichten, die er erzählte, nie rein anekdotisch. Er verwandelte sie mit großer Eleganz in Analysen und Theorien. Als reflektierter

Erzähler nimmt er auch in seinem persönlichen Erinnerungsband „Nachkriegsuni“ (2018) keine „Deutungshoheit“ für sich in Anspruch. „Dieser Rückblick“, so schreibt er bescheiden, „geht ohne Echtheitsgarantie an die Öffentlichkeit, wohl aber mit der Versicherung, dass er nach bestem Wissen und Gewissen formuliert wurde.“

Das Ludwig-Uhland-Institut ohne Bausinger war kaum denkbar. Nach seiner Emeritierung im Jahr 1992 lernte man jedoch bald, dass Bausinger aber sehr wohl ohne das Institut denkbar war. Er hatte noch ein fast 30-jähriges reiches Forscher- und Autorenleben vor sich. Zwischendurch überraschte er auch mal mit einem locker leichten Erzählband (2011), der viel über Fernsehkultur und Promitalk verriet: „Wie ich Günther Jauch schaffte.“

Dieser beeindruckende Mann wollte selber nie zum Denkmal werden. Nach dem Brand in seinem Büro in der Biesinger Straße, bei dem große Teile seines Archivs Opfer der Flammen wurden, trauerte er nicht all jenen verlorenen Schätzen nach. Fast ein bisschen Erleichterung verspüre er, so gestand er damals mit seinem typischen, verschmitzten Lächeln. Jetzt werde er eben in ein neues Büro in der ehemaligen Augenklinik umziehen, das, so meinte er, wohl auch sein letztes sein werde. Von wegen! Sein letztes hatte eine noch angemessenere Adresse für den begeisterten und begeisternden Forscher: „Ob dem Himmelreich“ beim Lustnauer Berghof.

Siehe auch den Nachruf auf der lokalen Seite 3